

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 9. September 1915

Die Mienen.

Die Tage der Einrückung und der Einleitung. — Wie der Dienst die jungen Mienen stählt. — Auch der Weist wird gebildet.

Als der Krieg ausbrach in jenen schwülen Augusttagen und sein brennender Odem schon fast die Grenzen des Landes zu versengen schien, haben sie Hörfaul und Habrilt verlassen und sich mit mehr leinen braunen Sandtische oder der Pappschachtel stundenlang vor die eisernen Tore der Kasernen gestellt.

Da trafen sich denn der Korpsstudent mit den scharfen Schmissen auf der Bude und der junge Schmiedegesell, der noch den Ruch der Esse auf den Wangen trug, und beide betrachteten sich neidisch, wer wohl der kräftigere sei und mehr leisten würde an der Front. Und der durch den Sport trainierte Körper des Studenten straffte sich unwillkürlich, und er überlegte, ob er wohl den Arbeiter mit den plumpen Musteln werfen könne. Und mancher, der beim Tennis oder beim Schläger über auf dem Steinweg des Renn-Einers seinen Körper jahrelang geübt hatte, dachte dankbar und stolz in die Zeit zurück, wo er nicht studiert hatte, und die nun ihm und seinem ganzen Lande vielleicht mehr Nutzen bringen würde, als alle Weisheit der gedruckten Seiten. Da, in der dichten Menge der wartenden Jünglinge ging der Blick nicht auf den Anzug, sondern auf den Körper, und ängstlich verglich jeder die Schulterhöhe und breite seines Nebenmannes mit sich selbst.

Lange mußten die Hunderte da stehen und warten vor der grauen dichten Eisenwand. Zuweilen stuteten sie zurück, weil über die Straße bis an die gegenüberliegende Häuserreihe: wenn das Tor sich öffnete und ein Wagen oder ein Auto rückwärtslos herausfuhr. Dann warteten die jungen ungeduldrigen Männer einen hungrigen Blick auf den Kasernenhof. Ein paar Soldaten gingen da lässig im Drilchzug über den Kies, und in der Mitte sah der Wachmeister an einem Tisch mitten in der Sonne. Aber es war ein Bild ins Paradies, und wunderschön schien ihnen das öde Kasernement. Dann schob sich die graue Wand wieder dazwischen, und die lebende Flut brandete erneut dagegen an. Bis mancher ungeduldig wurde und andere lachten im verbissenen Humor: „Mensch, wenn ich hier noch lange in der Klemme stehen muß, hab' ich nachher den nötigen Brustumfang nicht mehr!“ Und ein anderer meinte: „Hier werden einem die Hügelhaken ja gratis plattgedrückt.“

Endlich abends, als viele schon abgefallen sind, erklärt die Wache: „So, einige können rein.“ Und alle drängen und drücken, daß der Posten müde wird und schnell das Tor wieder zuschlägt. Einige sind drin, und die anderen knirschen vor Wut. Jenen die fühlen sich plötzlich ganz militärisch, stellen sich stumm vor den Tisch des Wachmeisters in zwei Reihen hin, und einige ziehen den Hut. Dann geht's der Reihe nach: „Wer sind Sie, was sind Sie? Was ist Ihr Vater?“ Man ist sehr wachlerisch, und lange nicht alle werden notiert. Wer aber auf dem Papier steht, erhält den Befehl: „Sie können in acht Tagen wiederkommen.“

Und die Angenommenen sind stolz und ganz Soldat. Sie schämen sich, noch in Zivil herumlaufen zu müssen, und entschuldigen sich zu Hause und in der Stadt. Auch legen sie sich im Café ein wenig weiter ab von Fenster und Straße. Denn jeder meint, es sei seiner unwürdig und eine Schmach, noch nicht im Feldgrauen Tuch zu stehen.

An den nächsten Tagen kommen wieder welche, wieder nach Stunden des Hartens durch das Tor, aber nicht ein dritter Teil von all den Hunderten wird angenommen. Wer abgewiesen ist, geht zu einem anderen Kavallerie-Regiment, dann zur Infanterie und reißt oft 14 Tage lang von Kaserne zu Kaserne. Denn jeder will heraus, mit helfen und mit kämpfen. Wenn man nur nicht immer das demütigende: „Was, Sie sind noch hier?“ zu hören bekommt. Man kann doch nicht immer: „Ich kann doch wirklich nichts dafür“ entgegenhalten. Und wer von uns hat damals den Kern gesehen: daß all die tausend Freiwilligen durchaus nicht nötig waren, ja fast ein Hemmschuh an den Rädern der Mobilisierungsmaschine.

Es ereignet sich während der Tage des Hartens etwas Großes, etwas, das unwillkürlich den Beobachter gebiert: So nun ist Platz für uns. Das Regiment rückt aus. Wie gesund und jung sie aussehen! Das helle neue Lederzeug leuchtet an den Köpfen der Pferde und die Randbaren blitzen im Regen. Trapp, trapp,

geht's über den glänzenden Asphalt, und halb erstickt werden die Rufe der Menge, die da steht und Hute schwenkt und Lächer, und mitläuft und wieder steht, um sie alle, alle noch einmal zu sehen. Hurra, hurra! Und Frauen bringen Liebesgaben aus den offenen Häusern, und Kinder und Mädchen halten sich an den Bügeln fest und laufen mit im Regen. Keine Musik erklingt, aber die Rufe der Menge und der Trapp der Hufe sind schöner als Musik. Und der Regen singt sein Lied in den Bäumen und strömt über die Bogenlampen, die glänzen wie Augen hinter Tränen. Wie weh das mandern tut, das harte Trapp der stahlharten Hufe, aber es ist ein frischer Klang darin, ein froher, jauchzender Klang: Ran an den Feind! An den Karabinern und Tschapkas der Mannschaften stecken Blumen und kleine Fähnchen. Und man fühlt es und weh es in voller, jauchzender Zuerst: Sie müssen als Sieger wiedertreten. Und dann kommen ohne Blumen und Fähnchen und ohne Lanze die Offiziere. Sie sind viel schlichter als die Mannschaften und auch viel ernster und ruhiger. Diese Männer sind nicht die Gebieter ihrer Leute, sondern ihre Kameraden und ihr Vorbild. Ja, sie werden alle als Sieger wiedertreten!

Und mancher der Freiwilligen, der mitgelaufen ist ohne Hut und ohne Mantel, fühlt eine brennende Träne in sich aufquellen vor Wut und Scham. Und der Regen rinnt ihm mit der Träne über die Bude, und er wischt sie trotzig weg und sitzt zu Hause lange schweigend bei Tisch und trübt den Jörn in sich hinein.

Endlich, endlich ist der Tag der Einleitung da. Mit ihm kommt die Komit des Ungewohnten, Fremden. Die Komit-Mantel hängt viel zu weit auf den Schultern, und zwängt den Hals ein zum Ersticken. Nicht eine paßt. Das Krächchen endlich, die Mütze ohne Schirm, vollendet den Einbruch des Grotesken, Lächerlichen. Und steht dem Dreijährigen noch besser, als dem Dr. jur. Dem rät der Berichtführer, ein braun verbrannter Reservist, mit breitem Mund und großen Zähnen, den Kneifer mit der Brille zu verkaufen. „Kneifst, wenn's ans Reiten geht, fällt dir das Ding doch von der Nase.“ Und steht sich seine fünfzehn Jünglinge schmunzelnd an, wie sie die Uniformen untereinander vertauschen und sich über sich selber lustig machen. „Ja Kerl, beim Komit, da wird nicht lang' gefragt. Da steigt einem so ein Ding an den Kopf, und das muß passen. Also stellt euch mal schön da auf in zwei Gliedern. So ist's recht. Also ich werde von nun an euer Vorgesetzter sein. Wenn euch was fehlt, dann kommt nur zu mir, ich werd's euch schon besorgen. Merkt euch das eine, Stehlen gibts nicht beim Komit, aber es muß immer alles da sein. Nun haltet gute Kameradschaft untereinander. Ihr müßt sein wie Arbeiter, und einer muß dem andern helfen. Wenn ihr was gegen mich habt, so beschwert euch nicht, das sieht nicht gut aus. Sagt mir's gerade ins Gesicht, dann will ich verdeden, es besser zu machen. Na, ich denke, wir werden uns schon vertragen!“ Den 15 Freiwilligen gefällt seine Rede. Und sie rufen lachend ihre Zustimmung. Daß sich der gute Pöpsel scheu umdreht, ob's auch kein Wachmeister gesehen hat, denn Disziplin steht noch keine in der Bude.

An den folgenden Tagen bekommen die neuen Soldaten einen Begriff davon, was warten heißt. Es ist noch kein rechter Dienst für die Freiwilligen angelegt, und so stehen sie oft stundenlang in zwei Gliedern auf dem Kasernenhof, haben nichts Rechtes zu tun und dürfen doch nicht ihren Platz verlassen. „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.“ Auch dieses Wortes will gelernt sein. Es ist oft unendlich schwer, lange Spannung zu stehen und des Befehls gewärtig zu sein. Geist und Körper lassen nach, und wenn der Augenblick kommt, wo es gilt, auf den Befehl scharf zu achten und prompt zu handeln, verlagert im Anfang mancher. Die ungeduldrigen schimpfen und meinen, man könne doch mit ihrer Ausbildung beginnen, aber bald sehen sie den erzieherischen Wert auch dieses scheinbaren Nichtstuns ein und lernen die schlechende Ungebuld begähmen. Mancher, der später Nächte lang auf dem hartgefrorenen Boden Ruhlands warten mußte, oder in dem höllischen Aushalten im Feuer, hat lächelnd an dieses Warten auf dem Kasernenhof zurückgedacht, das nur ein Vorspiel und eine notwendige Erziehung zu dem großen Warten draußen war. Der Krieg ist unerbittlich, und mancher Schlacht wurde gewonnen durch Truppen, die zäh warten und in geeigneten Augenblick doch wuchtig loszuschlagen konnten.

Nach einigen Tagen findet die Ver-

eidigung statt. Und wieder müssen die Hunderte von jungen Leuten in der Sonne stehen und warten. Aber nun können sie's ja schon ein wenig besser als im Anfang. Und vor allem wissen sie, warum sie warten. Ein einfacher Akt ist auf dem Kasernenhof aufgebaut, und in Hufeisenform stehen Tausende Infanteristen und Wonen, die beim Aufmarsch miteinander wetteifern, wer die Kommandos in der kurzen Zeit am besten auszuführen lernte. Unendlich einfach und imponant ist dieser Schwur, der an den Kaiser leitet, und freiwillig und froh wird er von tausend Reihen auf den blühenden Degen des Leutnants abgelegt.

Am nächsten Tag ist wieder Dienst. Man lernt grüßen, marschieren und strommsehen. Diese einfachen Dinge sind unendlich schwer, und mancher erkennt mit Aerger, wie wenig er seinen Körper in der Gewalt hat. Körper und Wille sind zwei getrennte Dinge, und der Intellektualismus der höher Geschulten verlagert vollkommen. Zwischen Ein- und Dreijährigen ist kaum ein Unterschied. Der Student schafft etwas schneller auf, aber in der Ausführung ist er so fählos wie der Sohn des Kneifers. Der Umgang mit Pferden ist ebenso etwas Fremdes und Unangenehmes. Hier sind der verwohnte Akademiker und der Kaufmann sogar im Nachteil. Sie haben Angst vor dem „Joffen“ wie vor einem wilden Tier, fürchten sich vor Schlägen und Bissen, die dann auch nicht ausbleiben und Böhs Heiterkeit erregen. Aber bald lernt man erkennen, daß das Pferd keineswegs ein Tier ist, das dem Menschen nach dem Leben trachtet, und am vierten Tage hat man sein Pferd schon lieb. Gemüht sich sogar, die Ungefährlichkeit überwindend, es blanke zu pugen, als alle andern. Aber der Stalldienst, diese ungeheure Erniedrigung der Würde und Erhöhung der Energie, ist und bleibt das schwerste Wert am Tage. Wie man morgens schmerzhaft die Augen aufreißt, wenn's um 5 Uhr in die helle Luft der Ställe geht. Wie das noch Ammoniak riecht, beißt und brennt, daß die Tränen aus den Lidern quellen. Die verwohnten Hände müssen sich an die Behandlung des Dungs gewöhnen, und der Geruch haftet noch lange in den Kleidern. Die erste Reittunde ist ein Ereignis. Auf dem engen Hof geht's immer rund in der prallen Sonne, 15 Pferde hintereinander, ohne Bügel und Randaren. Der Körper wird wund gerüttelt, und heiß und zerschlagen führt man das Pferd in den Stall zurück. Wer nicht an den Eden heruntergefallen ist, beglückwünscht sich und hofft, daß es morgen auch so gut gehen wird.

Aber die nächsten Tage sind fast noch anstrengender. Der Körper wird immer müder und vor allem der Letererter muß auf schärfste acht geben, daß er kein Kommando verfehlt. Wie bäumt sich alles auf vor ohnmächtiger Wut gegen sich selbst und den eigenen Willen, wenn der Wachmeister schimpfen muß. Aber oft hilft kein Aufwand von Energie. Der Körper kann nicht mehr, und der Geist ist das ewige Aufsteigen der Kräfte noch nicht gewohnt. Abends um 10 Uhr fällt man todmüde aufs Bett und schläft doch nicht tief und fest, sondern alle paar Stunden nervös aufschredend — „ist es auch noch nicht 4 Uhr?“ Morgens erhebt man sich bleich und abgepannt, kaum ausgerubt, und heiß noch geförder Nach. Denn Truppen marschieren des Nachts durch die Straßen, ausrückende Infanterie, und laute Lieder klingen zu dem Tad-Tad der schweren Stiefel durch das offene Fenster. Und ganze Kolonnen von Last-Autos fahren donnernd über das Pflaster, daß die Scheiben klirren. So ist man morgens immer bleicher, wenn's zum Dienst geht, aber jeden Abend ist die weiße Haut von der Sonne brauner gebrannt, bis man die Anstrengungen gewohnt ist und sie kaum noch empfindet.

Nun werden langsam Geist und Körper eins, und beide werden biegsam wie Stahl und hart und straff wie helles Eisen. Die Disziplin wirkt verhärtend nach außen und nach innen, und es kommt langsam die Erkenntnis, wozu dies alles ist und wozu es führt. Bald schwingen die geschulten Musteln leicht und willig das schwere Rohr der Lanze, die singend durch die Luft fliegt und hart gegen den Körper schlägt wie Stahl auf Stahl. Es wächst die Freude am Pferd, und bald ist's eine Lust, das lebende Tier zwischen den nun wieder gefesteten Schenkeln zu fühlen. So daß beim Ausritt zur Heide helle Soldatenlieder durch die Morgenluft schmettern und eine Lust ist, auf dem weichen Sand die Bewegungen und Schwankungen des Schwadronergerätes mitzumachen. Bald geht

das alles so leicht und einfach, daß man Mühe hat, sich der Natur, der Sonne, der stumpfen Farben von Heide und Kiefern zu erfreuen. Wenn's zum Sprunggarten geht, jubelt man auf, und die Signale des Trompeters klingen wie Vogelstern in weiter Luft. Und eines Tages, als die Schwadron in Marschkolonnen und im Rühren von der Heide kommt und die kleine Erhöhung am Eingang passiert, tauchen dort oben unter den Lannen keine Gestalten im Nebel auf. Man sieht ein blaues Seidenkleid und blonde Haare, aber das scharfe Auge des Wachmeisters kann den nicht entbeden, der sich das Mädel hinbestellte. So geschickt verbirgt er seine Freude unter der hummen Miene.

Im Kasernement werden die Pferde an die Mauer gebunden und in der Sonne gepuht, daß es fast eine Freude ist und viel schneller und leichter geht, als in dem stidigen Stall. Auch ist man die Sache jetzt gewohnt und hat gelernt, sich zu drücken. Hauptsache ist ja, daß das Resultat gut ist. Nachmittags geht's dann wieder hinaus zum Fußgefecht, und mit Platzpatronen wird eine Schlacht gemitt. Oder es geht zum Scheibenschuß, wo die scharfen Patronen durch die Luft pfeifen und dumpf einschlagen, ins Zentrum, oder in die Scheibe oder — die Traverse. Es gibt manche Ueberreicherung, aber die Resultate sind meistens gut. Denn man hat sich auf der Jagd durch lange Jahre zu einem guten Schützen herangebildet. An Regentagen wird im Stall geturnt, oder es geht zur Inspektion auf die Stube. Das aber ist meist ziemlich öd. Am schönsten bleibt die Betätigung, das Zusammenwirken von Geist und Körper in der freien Luft.

So geht's denn monatelang. Tag ein, tagaus derselbe Dienst. Bis der Drang zur Front immer mächtiger wird und die Lust, zu erproben, was man lernte. Als der erste Nachschub aller Leute austrückt, hält der Rittermeister, der mit ihnen zieht, eine begeisterte Ansprache. Und die 50 Mann reiten in voller Ausrüstung auf dem Kasernenhof rund und singen: „Dem Kaiser Wilhelm haben wir's geschworen“, daß es von den Mauern widerhallt. Die Freiwilligen stehen abseits und knirschen mit den Zähnen vor Groll und Ungebuld. Und weiter geht der Dienst seinen eisernen Gang. Tagaus, tagein, manchmal auch nachts, und heiß heißt's: Dienst, Dienst, Dienst. Nur Sonntags hat man ein paar Stunden frei, und dann promeniert der stolze Mann in der Stadt mit blanke Tschapka in Extra-Uniform, und an seinem noch etwas ungeschicktem Grinsen und selbstbewußtem Wesen kann man auf hundert Schritt den Kriegsvollwillingen erkennen. Dessen werden sich einige bewußt und liegen, frech geworden, abends in die Uniform ab, um in Zivil heimliche Nächte in überschäumender Lebenslust zu genießen. Es sind wehe Nächte ohne Schlaf, aber morgens ist man wieder pflüchlich beim Dienst, wohl etwas blaßler als sonst, aber immer pflichttreu und mit eiserner Energie. Denn wehe, wenn einer beim Bummeln abgesehen wird, oder es sonstwie herauskommt. Man ist nicht unsonst Soldat.

Den langen Herbst hindurch geht's so von Tag zu Tag in den schier noch längeren Winter hinein. Und täglich geht's morgens zur Heide, manchmal durch eilige Winde in Schnee und Regen. Wohl erstarren manchem Hände und Glieder, aber er verbeißt den Schmerz und läßt auch seinen Willen starr werden, daß er ja unter den ersten ist, die zum Regiment nachgeschickt werden.

Zwischen Rosen und Reden.

Novelle von E. Barinsh.

Er liebte seine Mutter abgöttisch. Als sei sie ein blühendes Mädchen, so gern schaute er sie an. Obgleich ihre Wangen matt, ihre Augen schlüssig waren. Als sei sie seine Braut, so sorglich geleitete er sie, umgab sie mit Aufmerksamkeit in allen Formen.

Jeden Tag brachte er ihr Blumen. Denn sie hatte an diesen poetischen Wundern der Natur eine besondere Freude. Er wählte ihre jeweiligen Lieblings: im Frühling die feingeschwungenen Maiglöckchen, die so frischen Wohlgeruch geben und ganz des Lenzes Sinnbild sind; im Sommer die Rosen in all ihren Varianten an Farben und Düften, gleichschwellen, leuchtenden Sonnentagen; Reden im Herbst, bescheiden wie dieser, nicht des Reizes und der Schönheit entbehrend, ein wenig milde fürs Auge und selbst der Duft ein wenig traurig. Der Winter gibt keine Blumen; Treibhausergebnisse mochte sie nicht; ihr schnelles Welken verursachte ihr Schmerz.

Er war ein guter, zärtlicher Sohn und gab seiner Mutter ein großes Glück.

Unerbittlich trennte sie das Schicksal und des Kaisers Wille, als der Kriegsaus wie eine wilde Sturmflut über das deutsche Reich brauste.

Der Abschied gehörte zu denen, die Herzen zerreissen und alle Lebensgester töten möchten. Er war ein Erlebnis, wie man nie glaubt, es je gehabt zu haben, und bestimmt weh, es ein zweites Mal nicht mehr ertragen zu können.

Aber er ging zum Schluß hart und von hohen, kriegerischen Eigenschaften erfüllt ins Feld. Die Hand der Mutter schmückte ihn und sein Kriegsgewand mit roten Rosen und er sah aus, als hätte ihn nicht Mars, der Kriegsgott, befohlen, sondern er folge den Lodungen in Amors holde, lachende Gärten.

Mit heiterem Gesicht winkte ihm die Mutter den letzten Gruß zu, als er mit den anderen in einer Wolke der Begeisterung abzog. Das Letzte, was er von ihr sah, war ihr strahlendes, enthusiastisches Auge. So wollte sie's. Ein trübes Bild sollte nicht in seiner Erinnerung haften, sollte nicht seine stolzen Kräfte schwächen.

Dann freilich, als sie allein war, brach das Weh aus ihr. Sie schloß sich ein und gab sich der schmerzlichen Gewalt hin. Und trat erst wieder ins Leben hinaus, als sie jene Fassung erlangt hatte, die im Umgang mit Menschen nötig ist.

Er schrieb ihr bald. Der erste Brief war eine Dithyrambe auf das Vaterland und seinen Kaiser, auch seine Truppen. Alle Flammen höchster Begeisterung schlugen daraus. Brennender Jörn, lobender Mannesmut, Kampfbegierde und Siegesgewißheit sprühten ihr entgegen.

Sie lächelte und war doch voll schwellender Freude. D, er würde tapfer sein! Und seinen Soldaten vorangehen, kühn und jauchzend dem Feind entgegen. Ach, möge der Himmel seine Unendhand über ihn halten! Leber ihn, ihren geliebten Sohn!

Der zweite Brief bekundete ihr seine Feuertaufe.

„Mutter, es ist herrlich, Soldat zu sein!“ schloß er. „Alle Kräfte in uns schwellen! Kampf ist das rechte Element des starken, gefunden Mannes. Nun begreife ich, warum unsere Vorfahren seit Jahrtausenden immer wieder zum Schwerte griffen. Und unsere Nachkommen werden es tun, so lange die Erde besteht. Krieg — Kampf — Sieg — Hurrah!“

Die Mutter schüttelte ein wenig den Kopf. Wie hatte der Kriegsgott von ihrem Jungen vollständig Besitz genommen! Bis her war er so ganz aufgeschlossen in den feinen Genüssen des Friedens, in Kunst und Wissenschaft! Doch sie war stolz auf ihn. Sie liebte die kühnen Männer. Auch sein Vater war ein solcher gewesen und darum hatte sie ihm einst ihr Herz geschenkt!

In solcher Folge langte der dritte Brief an. „Liebe Mutter“, hieß es da, „das große Sterben um mich wirkt wunderbar auf mich ein. Gar nicht so schrecklich, wie du denken möchtest. Denn unsere Soldaten sterben schon andrer getreten; die Lüste, die er liebt, hatte sich in der nächsten Minute geschlossen — draußen, wo Millionen Krieger im Streite standen — nicht so daheim, wo er ein Herz so ganz ausgefüllt hatte!“

Ein letzter Brief mochte in einer Stimmung verfaßt worden sein, die ihn so tief und mächtig durchdränkte, daß sich Scherzstücke in ihm regten. „Wenn ich sie, du dürftest nicht um mich weinen.“ „D, sie weinte doch! Und wie sie weinte! Wie nur eine Mutter um ihren Sohn und um einen solchen Sohn, mit dem sie so rührende Liebe verband!“

Die drei Briefe sind ihre Heiligum und ihre täglich Brot. Sie lebt von ihnen fast mehr als von Speise und Trank. — Sie sind ja die letzten Zeichen von ihm! Sie sagen ihr das letzte Wort der Liebe. Und sie helfen ihr den bitteren Verlust ein wenig tragen: er durfte den Tod nehmen, den er als den schönsten und erhabensten erkannte — er durfte eingehen in Walhalls Heldenaal. —

— Das neue Rotlappchen. Bonne (erzählend): „... und der böse Wolf verschluckte die arme Großmutter.“

Lieschen (die kürzlich einen Knopf verschluckt hat): „Mühte da der Wolf auch soviele Minusöl einnehmen?“

— Auf dem Dorfe. 1. Bauer: „Jeht ist's aber Zeit, daß mer bald an anderen Postmeier krieg'n.“ 2. Bauer: „Warum denn nacha?“ 1. Bauer: „Noja — fider sechs Monat han I jeht loan oanjige Brief mehr kriag'n!“

mit leuchtenden Blicken, mit ebenen Jügen, entstanden aus dem Hochgefühl ihrer Tat; der Glanz eines höchsten Opfers für eine große Sache glänzte auf ihren erblühten Stirnen. Das irdische Verlöschen meinten sie kaum.

„Ich beneide sie! Wahrhaftig! Mutter, verstehe mich recht! So hochgehoben werden, wie wir jetzt, und in diesem Rausch der Selbsterleuchtung und Begeisterung dahin gehen dürfen, bekräftigt von allen Segnungen unsterblicher Verdienste, Welch ein Glück!“

Wie schmerzlich aber muß das Niederinken in die Allmählichkeit und ihre hundert und hundert kleinen Interessen nach solcher Zeit voll Schwung und Taten sein! Das Zurückkehren in die Nüchternheit, die gewöhnlichen Zweifel und Reibungen und Sichteilen unseres rätselhaften Lebens! In die Atmosphäre von Heuchelei und Strebsamkeit, Streit und Neid und Haß, Ungutwilligkeit, Eifersucht und Neid! Wieder mit nichtigen Dingen die Stunden füllen, wieder um vergängliche Güter ringen, nach zeitlichen Vorteilen jagen, bis zum Ekel, bis zur Erschöpfung, bis uns das Leben selbst erwürgt hat und wir elend im Bette sterben! —

Und das nach diesen Tagen voll unaussprechlicher Heiligkeit und unbegrenzter Bedeutung!

Die Seligkeit, für das Vaterland und seine Ehre und Rettung zu sterben, muß mächtig sein! Sicher ist der Mensch, der seine Habe, seine Existenz, Blut und Leben, sein Liebestes und sein Alles für eine heilige, erhabene Sache läßt, namenlos glücklich. —

Ah, du meine gute, heißgeliebte Mutter, wenn ich siele, du dürftest nicht um mich weinen. —

— Ergriffen bis in alle Tiefen ihres Empfindens von seinem flammenden Ueberchwang, fastete sie den Brief und brühte ihn mit einem schweren Seufzer an ihre Lippen.

Seine Vaterlandsliebe war größer als die Liebe zu ihr. Das tat ein wenig weh, ein klein wenig. —

Dann erhielt sie einige Wochen keine Nachricht.

Die Rosen waren im Vergehen. Nur Kräfte hingen in fahler Schönheit am halbentblätterten Gerststängel. Die ersten Blütenblätter der Reden quollen an den niedrigen Büschen auf und buffeten voll Schermmut.

Sie mußte das Volkatha hinauf, das in diesen Zeiten Millionen von Frauen auf- und niederflogen. Am Gipfel der Bein angelangt, erhielt ihr Herz den Stoß, an dem es bluten sollte, bis es den letzten Schlag tat; Rosen hatte ihr Junge ihr noch gebracht — Reden würde er ihr nicht mehr bringen — nicht in diesem Jahr — nicht in einem späteren — nie mehr. —

Zwischen der Rosen- und Redenblüte hatte sie den verloren, den sie liebte, wie nichts auf diesem Planeten. Eine kleine, unscheinbare Depesche meldete ihr den großen wichtigen Verlust!

Er war gefallen — tot — getötet aus den Reihen derer, die da atmen und die Sonne schauen und sich bewegen. An seine Stelle war längst ein anderer getreten; die Lüste, die er liebte, hatte sich in der nächsten Minute geschlossen — draußen, wo Millionen Krieger im Streite standen — nicht so daheim, wo er ein Herz so ganz ausgefüllt hatte!

Ein letzter Brief mochte in einer Stimmung verfaßt worden sein, die ihn so tief und mächtig durchdränkte, daß sich Scherzstücke in ihm regten.

„Wenn ich siele, du dürftest nicht um mich weinen.“

„D, sie weinte doch! Und wie sie weinte! Wie nur eine Mutter um ihren Sohn und um einen solchen Sohn, mit dem sie so rührende Liebe verband!“

Die drei Briefe sind ihre Heiligum und ihre täglich Brot. Sie lebt von ihnen fast mehr als von Speise und Trank. — Sie sind ja die letzten Zeichen von ihm! Sie sagen ihr das letzte Wort der Liebe. Und sie helfen ihr den bitteren Verlust ein wenig tragen: er durfte den Tod nehmen, den er als den schönsten und erhabensten erkannte — er durfte eingehen in Walhalls Heldenaal. —

— Das neue Rotlappchen. Bonne (erzählend): „... und der böse Wolf verschluckte die arme Großmutter.“

Lieschen (die kürzlich einen Knopf verschluckt hat): „Mühte da der Wolf auch soviele Minusöl einnehmen?“

— Auf dem Dorfe. 1. Bauer: „Jeht ist's aber Zeit, daß mer bald an anderen Postmeier krieg'n.“

2. Bauer: „Warum denn nacha?“ 1. Bauer: „Noja — fider sechs Monat han I jeht loan oanjige Brief mehr kriag'n!“